

annabelle

Bodyguards: Schützende Mode für kalte Tage • Die neue Scheidungsfalle • Vitamine als Beauty-Booster

No. 12, 2. September 2022
annabelle.ch
9.80 Fr., 8.90 €



Stilsicher

64

Reportagen

Tote Rentiere in Venedig





Text: Brigitte Wenger
Fotos: Nadia Shira Cohen
(Reportage)

Rentierschädel mit Einschussloch, ein Rentierkalb-Mobile, der Geruch von Angst: Máret Anne Sara kämpft auf den wichtigsten Kunstbühnen der Welt gegen die Unterdrückung ihres Volkes, der indigenen Sámi.

Venedig, kurz vor der Eröffnung der 59. Biennale Arte, in der Parkanlage Giardini. Uniforme Kurator:innen und Kunsthändler:innen schlendern prächtigen Länderpavillons entlang und gönnen sich schon mal etwas Sekt. Man kennt sich. Es riecht nach warmen Zedern und nach Meer.

Máret Anne Sara sieht aus, als würde sie am liebsten in der Menschenmenge verschwinden. Aber dafür ist sie zu auffällig gekleidet. Sie trägt ein traditionelles samisches Kleid. Türkis, knielang. Die rot-weißen Abschlüsse an Armen und Beinen und der bunte Seidenschal mit langen Zotten auf den Schultern stehen für ihren Heimatort: Kautokeino, Nordnorwegen. Auf der Brust hält eine riesige, silberne Brosche den Schal zusammen, unter ihren blonden Haaren blitzen silberne Ohrringe hervor. Sie nickt Ihrer Majestät Königin Sonja von Norwegen im Publikum zu, geht zum Rednerpult und spricht ins Mikrofon: «Wir feiern hier etwas, was wir nicht feiern sollten.»

Zu feiern gibt es Historisches. Zum ersten Mal in der Geschichte der Biennale in Venedig ist der nordische Pavillon der Länder Finnland, Norwegen und Schweden ein samischer Pavillon. Für die Sámi, das einzige anerkannte Urvolk Europas, ist das eine grosse Sache. Sie haben die Ländernamen am Gebäude mit getrockneter Birkenrinde abgedeckt, sie haben eine samische Flagge vor die drei skandinavischen Kreuze in den Boden gerammt. Sápmi, das Gebiet der Sámi im nördlichsten Europa, das Gebiet eines indigenen Volkes, dem Land und Kultur genommen wurde, präsentiert sich an der wahrscheinlich bedeutendsten Kunstausstellung der Welt als eigenständige Nation. Die Kunst hat etwas geschafft, was politisch unerreichbar scheint. Und Máret Anne Sara ist die Hauptperson.

Für ihre Werke hat sich die 38-Jährige schmutzig gemacht. Sie hat die Mägen von Rentierkadavern ausgewaschen, sie hat verendete Rentierkälber bei den Hirten abgeholt – halb Fell,



Oben: Kunstwerk
«Pile o'Sápmi
Supreme», ein
Vorhang aus
Rentierschädeln.
Unten: Måret
Anne Sara in ihrer
Heimat im Norden
Norwegens



Mit diesem Werk
wurde Måret
Anne Sara
berühmt: 200
Rentierköpfe,
aufgetürmt vor
dem Gericht



halb Skelett – und sie hat Sehnen von toten Rentieren gezupft und mit einem Duft parfümiert, den sie eigens kreiert hat: dem Geruch von Angst.

«Ich habe als Künstlerin nicht den Luxus, kreativ zu sein und mir die Themen und Materialien auszusuchen», sagt Máret Ánne. «Wenn die Gesetze in deinem Land alles verbieten, was dein Leben ausmacht, dann dreht sich alles nur darum.» Rentiere gehören bei den Sámi zur Familie, was den Tieren passiert, passiert den Sámi. Und im Moment werden sie getötet.

Kautokeino, ein paar Monate zuvor, weit weg von der Kunstwelt Venedigs. Es ist eine verstreute Siedlung ohne Zentrum, knapp 3000 Einwohner:innen. Bis im Mai liegt Schnee, ist er weg, fressen die Mücken alles, was sich bewegt. Ein unwirtlicher Ort, könnte man sagen, oder aber Máret Ánnes Heimat. Hier ist ihre Familie, hier gehört die samische Bekleidung zum Strassenbild, hier sind sie in der Mehrheit. In Kautokeino ist die samische Hochschule, das samische Nationaltheater, hier hat Máret Ánne ein Kollektiv gegründet, dem zwanzig weitere samische Künstler:innen angehören, Musiker:innen, Autor:innen. Máret Ánne sitzt im «Pitstop», einem Restaurant mit dem Charme einer US-amerikanischen Tankstelle mit Diner, und erzählt. Leise und monoton, wenn sie über die Geschichte ihrer Familie spricht, witzig und lebendig, wenn sie über anderes redet.

Máret Ánne Sara wurde 1983 in eine Welt im Umbruch hineingeboren. Bis zur Generation ihrer Grosseltern war in Skandinavien alles Samische verboten: die Sprachen, der kehlige Gesang Joik, die traditionelle Kopfbedeckung – die christliche Kirche vermutete den Teufel darin. Kinder wurden in Internate gesteckt, die Rentierwirtschaft und das samische Leben im Rhythmus der Natur für minderwertig erklärt. Die Generation von

Máret Ánnes Eltern war wütend, sie streikte und demonstrierte; gegen Stauseen auf Weideland, gegen Gesetze aus Oslo, für eigene Schulen, für Rechte, für den Schutz der Identität.

Für die kleine Máret Ánne aber war die Welt in Ordnung. Mit ihrer Familie zog sie den halbwilden Rentieren hinterher, von der Winterweide im Landesinneren bei Kautokeino fast 200 Kilometer nach Norden auf die Sommerweide bei Hammerfest auf der Insel Kvaløya. Über die menschenleere Tundra, über zugefrorene Flüsse, sogar über einen Meeresarm, hin und zurück, hin und zurück. Die Rentiere bestimmten den Rhythmus, die Jahreszeiten bestimmten den Alltag, draussen war ihr Zuhause.

Bis eines Tages ihre heile Welt erschüttert wurde. Weil ihre Rentiere in Hammerfest Blumen aus den Vorgärten gefressen hatten – «Tulpen, in der nördlichsten Stadt der Welt!» –, rief die Polizei ihre Eltern auf den Posten. «Als mein Vater den Polizisten in Uniform gegenüber sass», erzählt sie, «veränderte sich plötzlich alles an ihm. In der Natur konnte er alles – Schneemobil reparieren, Rentiere schlachten, Eis brechen – nie war etwas gefährlich, denn er war da. Aber auf dem Posten war seine Haltung eine andere, er sackte in sich zusammen, seine Stimme klang nicht mehr nach ihm, sogar sein Geruch hatte sich verändert.» Vielleicht hat dieser Tag Máret Ánne zur Aktivistin gemacht. Der Geruch auf jeden Fall sollte sie bis nach Venedig begleiten, es ist der Geruch, den sie mit Angst und Unterdrückung verbindet.

Zwar hat Norwegen 1990 mit der ILO-Konvention 169 den wichtigsten völkerrechtlichen Vertrag über die Rechte der Urbevölkerung unterschrieben, und der damalige norwegische König Olav V. hatte ein Jahr zuvor das erste samische Parlament eröffnet. Doch für Máret Ánne ist klar:

Rentiere gehören zur Familie, was den Tieren passiert, passiert den Sámi

Das sind westliche Institutionen und westliche Gesetze für ein indigenes Volk, das nicht den Menschen als oberste Instanz sieht, sondern die Natur. «Gewisse norwegische Gesetze dienen als kolonialistisches Werkzeug, um die samische Kultur zu kriminalisieren», glaubt sie. «Noch heute.» Sie spricht von grüner Kolonisierung, von Unterdrückung im Namen der Ökologie. Und sie sagt es aus Erfahrung. In den Jahren um die Jahrtausendwende lebten auf den norwegischen Hochebenen so viele Rentiere, dass das Futter knapp und die Tiere schwach wurden – das sagte der Staat Norwegen. Die Rentiere seien einfach im Weg, Norwegen wolle Kupfer und Gold aus dem Boden graben, Windräder aufstellen und Wasser stauen – das sagten die Sámi. Norwegen führte ein neues Gesetz ein und deckelte die Anzahl Tiere pro Region. Máret Ánnes Bruder hätte deshalb mehrere Dutzend Tiere schlachten müssen. Doch er war noch ein Junghirte, seine Herde bestand erst aus wenigen Tieren. Mit dieser Grösse, meinte er, könne er nicht überleben.

Wer den Sámi die Rentiere nimmt, nimmt ihnen die Kultur. Und Norwegen hatte sich völkerrechtlich doch dazu verpflichtet, die Sámi und ihre Lebensweise zu schützen. Also wehrte sich die Familie: Der Bruder ging vor Gericht, die Schwester begleitete ihn mit ihrer Kunst – und dabei entstand das Werk, das sie auf die grossen Bühnen der Welt brachte: «Pile o'Sápmi».

2016 klagte Jovsset Ánte, Máret Ánnes Bruder, vor dem Amtsgericht in Tana gegen den norwegischen Staat und gegen das Zwangsschlachten seiner Rentiere. Am Tag der Verhandlung legte seine Schwester einen Haufen von 200 blutverschmierten Rentierköpfen vor den Eingang des Gerichts. Jovsset Ánte gewann, Norwegen legte Berufung ein. 2017 ging der Fall wei-

ter ans Obergericht in Tromsø. Nun hängte seine Schwester nackte Rentierschädel in einen Glaskasten mitten in der Stadt. Jovsset Ánte gewann, Norwegen legte erneut Berufung ein. Später im Jahr ging der Fall ans Höchste Gericht in Oslo. Diesmal spannte Schwester Máret Ánte einen riesigen Vorhang aus 400 Rentierschädeln, allesamt mit einem runden Einschussloch auf der Stirn, mitten in der Hauptstadt auf – «Pile o'Sápmi Supreme». Doch nun gewann Norwegen, Jovsset Ánte verlor. Und Máret Ánte? Sie durfte den Rentierschädelvorhang an der Documenta 14 in Kassel zeigen, an der bedeutendsten Ausstellung für zeitgenössische Kunst.

Der Vorhang «Pile o'Sápmi Supreme» ist so einfach wie makaber. Rentierschädel an Rentierschädel, etwa drei auf fünf Meter, gleichzeitig filigran und mächtig. Das Werk sieht aus wie eine Flagge – und das ist kein Zufall. «Flaggen symbolisieren für mich Überlegenheit und Besitz», sagt Máret Ánte. «Besitz von Land und Überlegenheit über andere Menschen.»

Während «Pile o'Sápmi» von getöteten Rentieren, kolonialisiertem Land und viel Wut erzählt, schlägt Máret Ánte Sara mit der Biennale in Venedig ein neues Kapitel in ihrem Künstlerinnenleben auf, vielleicht sogar in ihrem Denken. Als sie 2019 für die ursprünglich 2021 geplante, aber wegen Corona auf 2022 verschobene 59. Biennale Arte in Venedig angefragt wurde, war sie schwanger. Und müde. Müde davon, wütend zu sein. «Ich habe mir lang überlegt, ob ich nach Venedig fahren soll», erzählt sie. «Warum wieder die Lunge rausschreien? Warum wieder die Seele zerreißen, nur für Show?» Und noch dazu an der grössten Kunstausstellung der westlichen Welt? Der Mehrheitsgesellschaft, gegen die sie sich ein halbes Künstlerinnenleben

"Gewisse Gesetze dienen dazu, die samische Kultur zu kriminalisieren"

Máret Ánte Sara



Die Osterfeier
in der Kirche von
Kautokeino



Ein Bild von Märet
Anne Sara als
Kind im Schlaf-
zimmer ihres
Grossvaters



Für sie kämpft er:
Die Rentierherde
von Jovsset Ánte
Sara im Schnee
von Kautokeino





Als Nächstes will Jovsset Ante seinen Fall vor den UN-Menschenrechtsrat bringen



Ein Fluss bahnt sich durch den Frühlingschnee in Kautokeino

aufgelehnt hat? Sie kommt zum Schluss: Sie braucht Hoffnung, und die Welt braucht Hoffnung. Museen wollen ihre Kunst zeigen, sie wollen Antworten haben auf die Fragen der Zeit, soziale Ungleichheit, Klimawandel. Sogar der Weltklimarat IPCC schreibt in seinen neusten Berichten, dass es die Erfahrung der indigenen Bevölkerung braucht, um etwas gegen die Klimaerwärmung zu tun. Also versucht Máret Anne Antworten zu finden, erzählt – natürlich – durch Rentiere.

In Venedig eröffnet Ihre Majestät Königin Sonja von Norwegen den Sámi-Pavillon. Máret Anne Sara hat ihn gemeinsam mit der Performancekünstlerin Pauliina Feodoroff aus dem finnischen Teil und dem Maler und Sprayer Anders Sunna aus dem schwedischen Teil Sápmis eingenommen. Máret Anne Saras Werk besteht aus drei Teilen:

– «Gutted – Gávogálši» (nordsamisch, Wortspiel aus: sich unter Druck verbiegen und jemand mit einem starken Herz): eine Gruppe von Rentiermägen, getrocknet, aufgehängt, zum Teil umgestülpt. Die Mägen wirken empfindlich und überraschend elegant. Für Sara übersetzt der Magen abstrakte äussere Dinge – Unterdrückung, Veränderungen, Beziehungen – in körperliche Gefühle. Hört auf euer Bauchgefühl, sagt Sara mit «Gutted – Gávogálši», sonst werdet ihr krank.

– «Ale suova sielu sáiget» (nordsamisch für: Lass dir deine Seele nicht zerreißen): ein riesiges Mobile aus drei Rentierkälbern, eingehüllt in Wollgras und Birkenzweige. Die Kälber wurden kurz nach der Geburt von Adlern getötet, Adler sind gesetzlich geschützt. Das Mobile steht für den Kreislauf von Leben und Sterben, Angst und Glück, Trauma und Hoffnung. Alles hängt zusammen, sagt Sara mit «Ale suova sielu

sáiget», und mit jedem Kalb kommt die Hoffnung, die die Welt so dringend braucht.

– «Du-ššan-ahttanu-ššan» (nordsamisch, Wortspiel aus: unverhofft sterben und langsam stark werden): zwei wolkenähnliche Büsche aus getrockneten Rentiersehnen, die man nicht nur anschauen, sondern auch riechen kann. Eine Skulptur riecht nach Angst; wie Máret Anne Saras Vater auf der Polizeistation in Hammerfest. Die andere riecht nach Hoffnung. Kommunikation geschieht nicht nur durch Worte, sagt Sara mit «Du-ššan-ahttanu-ššan», sondern vor allem durch unsere Sinne.

Von den engen Gassen Venedigs, dem Geruch nach warmen Zedern und den sekttrinkenden Kunsthändler:innen zurück ins helle Oslo, wo die Menschen nicht weniger chic gekleidet sind. Hier am Hafen, wo moderne Gebäude von wichtigen Architekt:innen aus dem Meer ragen, nur ein paar Schritte vom Rathaus, Schloss und Höchsten Gericht entfernt, hier wurde im Juni der neuste Stolz der Norweger:innen eröffnet: das Nationalmuseum, das grösste Museum des Nordens. Für die kunstverliebten Skandinavier ist das eine grosse Sache, es beherbergt unter anderem «Der Schrei» von Norwegens Nationalmaler Edvard Munch.

Der Begriff Kolonialisierung bedeutet für Museen meistens, dass sie einst entwendete Skulpturen an frühere Kolonien zurückgeben. Das norwegische Nationalmuseum macht es anders, es hat Máret Anne Saras «Pile o'Sápmi Supreme» gekauft und in die Eingangshalle gehängt. Der Vorhang aus 400 Rentierschädeln mit Einschussloch auf der Stirn hat seinen Platz nun ganz in der Nähe gefunden, wo Saras Bruder seine Rentiere vor der Zwangsschlachtung retten wollte. «Ich bin froh, ist

Die Sámi

Das einzige anerkannte Urvolk Europas lebt seit Jahrhunderten auf dem Gebiet der heutigen Länder Norwegen, Schweden, Finnland und der russischen Kola-Halbinsel. Früher haben sie von der Rentierwirtschaft, der Landwirtschaft und der Fischerei gelebt, heute sind die Sámi in allen Erwerbsbereichen tätig. Von der Rentierwirtschaft leben noch etwa zehn Prozent.

Nach einer einschneidenden Kolonialisierungszeit ab dem 18. Jahrhundert, in der viele Sámi ihre Kultur aus Druck und Scham abgelegt und verleugnet haben, ist die Anzahl der Sámi schwierig zu beziffern. Verschiedene Quellen nennen Zahlen um die 100 000 Personen.

«Pile o'Sápmi Supreme» in Oslo, über tausend Kilometer von Kautokeino und mir entfernt», sagt Máret Ánne und lacht, «es wäre viel zu schwer, die Schädel ständig in der Nähe zu haben.» Das Erste, was man sieht, wenn man sich im neuen Nationalmuseum in Oslo ein Ticket kauft, ist also nicht Munchs «Der Schrei», sondern es sind tote Rentiere.

Apropos: Jovsset Ánte, Máret Ánnes Bruder, musste seine Rentiere doch nicht schlachten. Er konnte mit seiner Herde in ein anderes Gebiet umziehen. Sie wandern nun nicht mehr von Kautokeino nach Hammerfest und zurück. Aber sie leben.

Dieser Artikel wurde finanziell durch den Medienfonds «real21 – die Welt verstehen» unterstützt

Die 59. Venedig-Biennale ist fest in der Hand von Frauen. Für die zentrale Ausstellung «The Milk of Dreams» lud Kuratorin Cecilia Alemani nahezu ausschliesslich Künstlerinnen ein, darunter auch die beiden grossartigen Schweizerinnen Miriam Cahn und Louise Bonnet. Im Schweizer Pavillon zeigt die im Wallis lebende Künstlerin Latifa Echakhch ihre stille Installation Concert. (roe)

59. Biennale di Venezia, noch bis 27. 11.; labiennale.org





Ein verletztes
Jungtier wird von
Jovset Ante
gepflegt, bis es
wieder selber
nach Futter
scharren kann